

NEW YORK TIMES BESTSELLER-AUTORIN
KAREN LYNCH



DARK
CREATURES



DAS GEHEIMNIS
BUCH 1

SAMTROT



SAMT  ROT

Das Buch

Sara lebt ein Leben voller Geheimnisse. Niemand weiß von ihren mysteriösen Heilkräften und ihrer Verbindung zu einer Welt, in der übernatürliche Wesen eine große Rolle spielen. Seit in ihrer Kindheit ihr Vater auf rätselhafte Weise ermordet wurde, versucht sie herauszufinden, was damals wirklich geschah. Der Wahrheit auf der Spur, trifft sie nicht nur auf einen sadistischen Vampir, der es auf sie abgesehen hat, sondern auch auf den Krieger Nikolas. Entschlossen, Sara zu beschützen, riskiert Nikolas sein Leben für sie. Auch wenn es das letzte ist, was sie will.

Saras verzweifelte Suche nach der Wahrheit reißt schlussendlich nicht nur sie selbst in einen gefährlichen Strudel. Um zu überleben, muss sie ihre inneren Mauern einreißen und lernen, Nikolas zu vertrauen.

Wird sie die Wahrheit über die Vergangenheit herausfinden? Und welche Zukunft gibt es für sie und Nikolas?

Die Autorin

Karen Lynchs Romane stehen auf der Bestsellerliste der *New York Times* und *USA Today*.

Die Autorin ist in Neufundland, Kanada, aufgewachsen, in einem Ort voller Folklore und einem bunten Volk, dem sie ihre Liebe für das Übernatürliche und ihre lebhaftige Fantasie zu verdanken hat. Vor ein paar Jahren ist sie nach Charlotte, North Carolina, USA, gezogen und war sofort von den Menschen im Süden angetan, sagt aber, dass sie immer ein „Newfie“ bleiben wird.

Karen Lynch liebt Bücher über Übernatürliches, hat aber eine Schwäche für Charlotte Brontë und Jane Austen. Sie hört gern Classic Rock, Country und Klassik, aber ihre Lieblingsmusik ist ein heftiger Gewittersturm oder ein heulender Schneesturm. In ihrer Freizeit backt sie gern Brot für Freunde oder verbringt Zeit mit ihren zwei Deutschen Schäferhunden.

Das Geheimnis

(Dark Creatures 1)

Karen Lynch

Aus dem Amerikanischen von Kristina Moninger

Leseprobe

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.karenlynchnl.com, www.facebook.com/KarenLynch.Author

Mehr Infos zur Reihe unter:
www.feuerwerkeverlag.de/book/das-geheimnis-dark-creatures-1/

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:
www.feuerwerkeverlag.de/newsletter/

Originalausgabe August 2019

© FeuerWerke Verlag, SamtRot, alle Rechte vorbehalten

Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk

Herstellung: Books on Demand GmbH, Printed in Europe

Bildmaterial (Shutterstock): Unholy Vault Designs, LightField Studios,

Chaikom, Winston Design Co, Typo: Big Calson

Umschlaggestaltung: NK Design (Nadine Kapp)

Übersetzung: Kristina Moninger

Lektorat: Ulrike Rückert, Leipzig

ISBN: 978-3-945362-57-0

Aus Datenschutzgründen und zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden alle Namen der handelnden Personen geändert. Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit weiteren realen Personen sind zufällig und unbeabsichtigt.

Alle Texte und Bilder dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar

Für meinen Freund Tom Jackson

Ich hoffe, meine Geschichte schenkt den Menschen so viel Magie,
wie du jedem Einzelnen, der dich kannte.

Prolog

SEIN Mund näherte sich meinem Ohr und mit seinen Worten brachen Wellen frischer Todesangst über mich herein. »Ich werde dich schmecken, kleine Sara. Ich hatte geplant, dich sofort zu haben, doch warum etwas übereilen, wenn wir uns später so viel Zeit nehmen können, wie wir wollen.«

»Nein ...«

»Aber ich denke, ein kleiner Appetithappen kann nicht schaden.« Er senkte sein Gesicht und zwang meinen Kopf zur Seite, entblößte meine Kehle. Seine Lippen berührten meine Haut und seine Zunge leckte über die Stelle, an der mein Puls schlug. Vor meinen Augen verschwamm die Welt zu schwarzer Dunkelheit.

»Was ist das?«, murmelte er und schnupperte, als kostete er einen neuen Wein. Seine Zunge berührte abermals meine Haut. »Du schmeckst wie ...« Er riss den Kopf hoch und seine Augen glänzten, als hätte man ihm eben sein Lieblingsdessert serviert. »Du bist eine ...«

Kapitel 1

»DU BIST ZU SPÄT.«

Malloy schnaubte und ließ sich auf die Bank gegenüber fallen. »Mach dir nicht ins Hemd, ich habe auch noch andere Geschäfte, um die ich mich kümmern muss.«

Ich blickte ihn finster an und tippte auf meine Uhr, woraufhin er die Hände hochriss.

»Es tut mir leid, okay? Herrgott, du bist vielleicht ungeduldig.«

»Du bist nicht der Einzige, der Termine einhalten muss.«

Er machte ein abfälliges Geräusch, so als könnte er sich nur schwer vorstellen, dass jemand in meinem Alter etwas Wichtigeres zu tun hatte. Wenn er wüsste! Ich versuchte, mein Gesicht ausdruckslos wirken zu lassen, um die Angst, die an mir nagte, zu verbergen.

»Also, wo ist es?«, fragte er.

Ich tätschelte meine Brust, dort, wo sich der kleine Klumpen in meinem Mantel befand und senkte die Stimme, sodass niemand außerhalb unserer Sitzecke uns hören konnte. Es half, dass Lynyrd Skynyrd aus der Jukebox plärrte. »Eine halbe Unze, wie versprochen.«

Malloys braune Augen weiteten sich, als er sich nach vorn lehnte und sich mit den Unterarmen auf dem Tisch abstützte. Mit seiner gedrungenen Gestalt, dem schmalen, spitzen Gesicht und dem dumpfen Braunton seiner Haare erinnerte er mich ein wenig an eine kleine Feldmaus. Allerdings war ich nicht so dumm, ihn aufgrund seiner harmlosen Erscheinung zu unterschätzen. Man überlebte in diesem Geschäft nicht, indem man nett war.

»Also, dann her damit.« Seine Augen schweiften durch die spärlich beleuchtete Bar, bevor er den Blick wieder auf mich richtete. Ich hätte ihm sagen können, dass er sich keine Sorgen machen musste, die Besitzer des Jed's kümmerten sich stets nur um ihren eigenen Kram, weshalb ich die Bikerkneipe überhaupt erst als Treffpunkt vorgeschlagen hatte. Das und die Tatsache, dass Jed für den Fall der Fälle einen hölzernen Schlagstock und eine 44er hinter der Bar versteckte. Niemand war so dämlich, bei Jed's einen Streit vom Zaun zu brechen.

Ich fasste in meinen Mantel und zog eine zusammengerollte Papiertüte heraus. Malloy griff danach, aber ich hielt sie außerhalb seiner Reichweite und setzte ein geschäftsmäßiges Gesicht auf. »Zuerst die Bezahlung.«

»Ah, ja.« Mit säuerlicher Miene steckte er eine Hand in seine eigene Jacke und hielt dann inne. »Es war nicht einfach, da ranzukommen, weißt du. Vielleicht ...«

»Wir hatten einen Deal, Malloy.« Verdammt, ich hätte wissen sollen, dass er es wieder versuchen würde, und das ausgerechnet an einem Tag, an dem ich keine Zeit für seine Spielchen hatte. Mein Handy lag mit dem Display nach unten auf dem Tisch. Ich nahm es in die Hand.

»Was machst du?«

»Was glaubst du wohl?« Ich sah ihn nicht an, während ich durch mein kurzes Adressbuch scrollte. »Eine halbe Unze ist das Zehnfache von dem wert, was du dafür bezahlst, und du weißt das. Aber wenn du das Geschäft nicht mit mir machen willst, dann muss ich mich eben an jemand anderen wenden.« Ich biss mir auf die Lippe. Ich wollte nicht woanders hingehen, und die Zeit lief mir davon. Wenn ich auch nur einen Tag länger warten musste, um an das heranzukommen, wofür ich hier war, dann wäre alles umsonst gewesen. Ein Tag? Es waren eher Stunden.

»Entschuldige mich, ich muss telefonieren.« Ich rutschte zum Rand der Bank und hoffte, er würde meinen Bluff nicht durchschauen.

»Warte.« Er seufzte und zog ein kleines rechteckiges Päckchen heraus, das in schmutzigen, grauen Stoff gewickelt war. Er legte das Paket auf den Tisch und bedeckte es mit seinen Händen, während er es mir zuschob. Ich tat dasselbe mit der Papiertüte und so tauschten wir unsere Ware auf halbem Weg. Ich unterdrückte einen erleichterten Seufzer und schloss die Finger um das Päckchen. Dann hob ich es an mein Ohr und schüttelte es, bevor ich daran schnupperte, um über den Inhalt Gewissheit zu erlangen. Zufrieden steckte ich es in meine Innentasche, nahm mein Wasserglas und leerte es in einem langen Zug, um zu verbergen, wie sehr ich mich danach sehnte, zu verschwinden. Es war nie klug, verzweifelt oder eilig zu wirken, wenn man mit Leuten wie Malloy zu tun hatte. Da konnte man sich gleich ein rotes Fadenkreuz auf den Rücken malen.

Malloy drehte die Papiertüte und schüttete eine kleine Glasphiole in die Handfläche. Seine Augen glänzten, während er das Fläschchen mit der gelbbraunen Flüssigkeit zwischen den Fingern rollte.

»Kindchen, ich würde mein linkes Ei geben, um zu erfahren, wie du an den Stoff gekommen bist – und das auch noch lebendig.«

Ich lachte laut, bemüht, meine Nervosität zu verstecken. »Wer sagt denn, dass ich es dir verraten würde.« Ich stellte das Glas zurück auf den Tisch und neigte meinen Kopf in Richtung der Phiole. »Du solltest das hier nicht so öffentlich zeigen.« Was ich wirklich sagen wollte, war: *Steck das verdammte Fläschchen weg, bevor du uns beide umbringst*, aber ich hielt mich zurück, schließlich wollte ich nicht die Beherrschung verlieren.

»Du hast mir nicht zu sagen, wie ich meine Geschäfte zu führen habe«, erwiderte er, ließ die Phiole jedoch gleichzeitig so geschickt verschwinden, dass ein Zauberkünstler neidisch geworden wäre.

»Es gibt keine Möglichkeit, dass irgendjemand das zu mir zurückverfolgen kann, richtig?«

Malloy hatte ein weit verzweigtes Netzwerk und einen guten Ruf, was Diskretion betraf. Der Inhalt dieses Fläschchens jedoch konnte einem eine Menge unerwünschter Aufmerksamkeit einbringen.

Er setzte sich etwas aufrechter. »Wie ich dir bereits das letzte Mal gesagt habe, wäre ich nicht schon so lange im Geschäft, wenn ich meine Lieferanten ans Messer liefern würde. Außerdem liegt mir etwas an meinem Kopf. Ich handele mit Mittelsmännern, die die Namen ihrer Geschäftspartner mit ins Grab nehmen. Es bringt einem keinen Gewinn, zu reden. Und die Kerle haben keine Ahnung, wo ich die Sachen herbekomme. Du kannst dir sicher sein, dass ich dich nicht verrate.«

»Gut, das zu hören.« Ich schlüpfte aus der Bank. Ich war schon viel zu lange hier.

»Warte! Ich habe noch ein paar andere Sachen, an denen du interessiert sein könntest – wenn du mir mehr hiervon besorgen kannst.«

Ich stand auf und legte meine Hand über die kleine Beule im Innern meines Mantels. »Ich habe, wofür ich gekommen bin. Wenn ich etwas anderes brauchen sollte, melde ich mich.«

Er schüttelte den Kopf. »Weißt du, dass du viel zu ernst bist für ein Mädchen deines Alters? Du musst dich mal ein bisschen locker machen, ab und zu ein wenig Spaß haben.«

Ich wandte mich der Tür zu. »Ja, das bekomme ich oft zu hören.«

Draußen blendeten mich die Sonnenstrahlen, die nach dem düsteren Innern der Bar viel zu grell erschienen, und ich musste ein paarmal

blinzeln, während ich gegen die schwere Holztür sackte. Gott, wie ich das hasste. Meine Hände zitterten, als ich meinen Ärmel zurückschlug, um einen Blick auf die Uhr zu werfen. »Verdammt!« Ich drückte mich von der Tür weg und verfluchte Malloy für seine Verspätung. Mein Deal mit ihm wäre beinahe umsonst gewesen, wenn ich noch länger geblieben wäre.

Ich zog meinen kurzen Mantel enger um mich und machte mich auf den Weg, Remy zu treffen. Es gelang mir gerade noch, den nächsten Bus zwei Straßen weiter zu erwischen. Dankbar ließ ich mich auf einen der Sitze im hinteren Teil fallen. Ich lehnte mich ans Fenster und sah zu, wie die Straßen und Gebäude an mir vorbeizogen. Wir passierten ein Footballfeld, auf dem ein Übungsspiel stattfand, und ich sah, wie eine Gruppe Cheerleader rote und weiße Pompons schwenkte. Meine Hand schloss sich um den Klumpen in meiner Tasche und das Gewicht meiner Verantwortung sorgte dafür, dass ich mich Jahre älter fühlte als die Mädchen auf dem Feld.

Die Endstation der Buslinie lag nahe einer alten Brauerei, die bereits vor zwei Jahren den Betrieb eingestellt hatte, und ich sprang an einem der mit Vorhängeschlössern verriegelten Tore heraus. Am Stacheldrahtzaun hingen »Betreten verboten«-Schilder, und die ganze Gegend machte einen traurigen, verlassenem Eindruck. Wie immer brachte der Geruch nach saurer Gerste meine Nase zum Jucken, als ich eilig vorbeihuschte.

Hinter der Brauerei befand sich eine ältere Ansiedlung von Zweifamilienhäusern und doppelgeschossigen Gebäuden, die alle einen neuen Anstrich nötig gehabt hätten. Noch fünf Jahre zuvor war das hier eine aufstrebende Gegend gewesen, bevor die Brauerei und zeitgleich die Fahrzeugteilefabrik geschlossen worden waren, welche die Hälfte der Bewohner dieser Gegend beschäftigt hatten. Nun wuchs der Rasen ungehindert, und ein Großteil der Autos in den Einfahrten war in schlechtem Zustand. Aus irgendeinem Radio dröhnte ein Countrysong, und in einem der Häuser stritt ein junges Paar so lange, bis ein Baby laut zu weinen begann. Ich kam an einer Gruppe kleiner Kinder vorbei, die Straßenhockey spielten, mich aber größtenteils ignorierten. Ein vertrauter Labrador-Schäferhund-Mischling trottete heran, um mich zu begrüßen. Ich blieb kurz stehen, um ihm den Kopf zu tätscheln, scheuchte ihn aber weg,

als er mir folgen wollte. Er sah mir verloren nach, aber ich war heute zu beschäftigt, um mit ihm zu spielen.

Am letzten Stoppschild wandte ich mich nach rechts und joggte eine einsame Straße hinunter, die von müde wirkenden, zugenagelten alten Häusern flankiert wurde, deren verlassene Gärten an den Wald angrenzten. Ich schlich zwischen zwei Häusern hindurch und duckte mich durch ein entzwei gebrochenes Brett im Zaun des letzten Hauses. Gras und Unkraut hatten den Garten fest im Griff; über die antik anmutende Schaukel rankte sich derselbe Efeu, der auch die Rückseite des Hauses bedeckte. Ich folgte einem schmalen Pfad durch das Gras bis zur Hintertür, an der ich mich schnell umsaß und dann hineinschlüpfte.

»Remy, bist du da?«, rief ich vorsichtig.

Es war dunkel im Haus, nur ein staubiges Lichtband fiel zwischen den Brettern über den Fenstern ins Innere. Glücklicherweise kannte ich das Haus gut und brauchte nicht viel Licht, um mich zurechtzufinden. Ich verließ die Küche und ging einen kurzen Flur entlang. Zu meiner Rechten befand sich der leere Raum, der einmal das Wohnzimmer gewesen war, und zu meiner Linken lag die geschlossene Tür zum Familienzimmer. Ich drückte sie auf und das Türblatt schwang mit quietschenden Scharnieren nach innen auf.

»Remy?« Ich flüsterte laut und versuchte, in den dichten Schatten des Zimmers etwas zu erkennen. Stille umgab mich. *Wo zur Hölle ist er?* Ich wirbelte herum, um denselben Weg, den ich gekommen war, wieder zurückzugehen.

»Argh!« Plötzlich stand ich direkt vor einem dünnen, blassgrauen Gesicht mit riesigen runden veilchenblauen Augen und einem Mopp aus struppig-graubraunem Haar. Ich stolperte zurück, da griff er nach mir und packte meine Schultern mit einem festen Druck, der seine schmale Gestalt Lügen strafte.

»Herrgott, Remy!« Ich riss die Hand an die Brust, während er mich festhielt. »Willst du, dass ich einen Herzinfarkt bekomme?«

Der Troll schenkte mir ein schiefes Grinsen und enthüllte dabei eine Reihe kurzer scharfer Zähne. »Du zu jung für einen Herzinfarkt«, sagte er mit einem scharfen kleinen Lächeln, das jeden, der ihn nicht kannte, hätte erschauern lassen.

»Du spät«, schalt er mich.

»Tut mir leid. Malloy war zwanzig Minuten zu spät und ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte. Wie geht es ihnen?«

»Es geht. Fren sich Sorgen gemacht, aber ich sagen, wenn Sara versprechen, sie bekommt Medizin – Sara kriegt Medizin.« Er sah mich erwartungsvoll an.

Ich lächelte und zog das Päckchen aus meinem Mantel, um es ihm zu übergeben. »Habe ich dich jemals enttäuscht?«

Sofort drehte sich Remy um und ging eilig, dicht gefolgt von mir, in die Küche. Neugierig darauf, was sich in dem Päckchen befand, das einen so hohen Preis rechtfertigte, beobachtete ich, wie er den Stoff beiseite schlug und eine rechteckige Holzbox zu erkennen gab. Er hob den Deckel und schüttete den Inhalt in eine große, flache Steinschüssel. Dann nahm er einen rundgeschliffenen Stein und begann, was immer in der Schüssel war, zu zermahlen. Ich trat näher heran und sah die blässgoldenen Kristalle von der Beschaffenheit und Farbe groben Rohrzuckers. Während Remy die Kristalle zu Pulver verarbeitete, nahm ich wahr, wie der Gestank von faulen Eiern und Ammoniak, den ich bereits zuvor bemerkt hatte, stärker wurde. Ich wedelte mit der Hand vor meiner Nase herum. Ganz sicher war das kein Zucker. Remy hatte es ›Baktu‹ genannt, als er mich gebeten hatte, es für ihn zu besorgen. Aber er hatte mir nicht erklärt, was es genau war, nur dass es irgendwo aus Afrika kam.

Schnell zerkleinerte er den Rest der Kristalle, spuckte dann mehrere Male in die Schüssel und verrührte die Mixtur mit einem glatten Holzstock zu einer dicken Paste. »Komm«, sagt er endlich, nahm die schwere Schüssel und machte sich auf den Weg zur Treppe. Ich folgte ihm leise. Ich hatte meinen Teil erledigt, der Rest lag nun bei meinem Freund.

Im ersten Zimmer, das sich am Treppenabsatz befand, lagen ein paar alte Teppiche auf dem blanken Holzfußboden und darauf krümmte sich eine dunkle, kleine Gestalt und wimmerte. Die oberen Fenster waren nicht mit Brettern vernagelt und so konnte ich den runden Körper des kleinen Wesens und die langen spindeldürren Glieder gut erkennen. Neben ihr kniete eine zweite Kreatur, deren hässliches, zerkrautschtes Gesicht uns beim Eintreten hoffnungsvoll ansah. Ich lächelte ihm zu und deutete auf die Schale in Remys Händen, woraufhin er sich zu seiner Gefährtin neigte und leise grunzte. Sie antwortete im gleichen Ton. Ich verstand nicht, was

sie sagten, schließlich sprach ich kein Boggie, aber es brauchte nicht viel Vorstellungskraft, um zu errahnen, dass er sie zu beruhigen versuchte.

Remy kniete sich ebenfalls nieder, und ich blieb hinter ihm stehen, um zu beobachten, aber dabei nicht im Wege zu sein. Er stellte die Steinschüssel auf den Boden und grunzte den Boggies in ihrer eigenen Sprache etwas zu. Dann verlagerte er vorsichtig den Körper des weiblichen Boggies, sodass sie auf dem Rücken lag und uns ihren geschwollenen Bauch zuwandte. Boggies lebten im Moor und für gewöhnlich waren sie von Schlamm und Morast bedeckt. Das Weibchen war ungewöhnlich sauber und ich fragte mich, ob Remy sie in Vorbereitung auf die Prozedur gewaschen hatte.

Fren, der männliche Boggie, kam näher und nahm die Hände seiner Partnerin in die seinen. Seine großen Augen brannten vor Liebe zu ihr, aber er konnte die Angst in seinem Blick nicht verbergen. Ich wollte ihm sagen, dass alles gutgehen würde, aber er würde mich nicht verstehen, und ich selbst war mir auch nicht sicher, dass wirklich alles gut werden würde. Remy sagte zwar, Boggies gebären leicht, aber Mols Schwangerschaft war schwierig gewesen. Nachdem sie monatelang krank gewesen war, war sie nun sehr schwach und der Geburtsvorgang wollte einfach nicht beginnen. Boggieschwangerschaften waren nicht wie die der Menschen, bei denen das Baby unweigerlich nach neun Monaten das Licht der Welt erblickte. Wenn aber eine Boggie-Mutter krank oder schwach war, dann weigerte sich der Körper, die Wehen zuzulassen. Als Folge starben Mutter und Kind.

Ich sah zu, wie Remy anfang, die Paste vorsichtig über Mols geschwollenen Leib zu streichen. Sie versteifte sich und ließ einen schwachen jammernden Ton hören. Ihr Bauch war so prall und empfindlich, dass selbst die leichteste Berührung ihr wehtat. Jetzt, da ich so nah bei ihr stand, konnte ich ihre Pein und ihre Angst nur allzu deutlich spüren und in mir regte sich ein vertrautes Drängen. Die Sehnsucht, zu ihr zu gehen und ihr den Schmerz zu nehmen. Aber ich vertraute Remy, und in seinen Händen lag Mols beste Chance, das Ganze zu überstehen. Also ballte ich die Hände zu Fäusten und sah untätig zu.

Remy verteilte den Rest der Paste auf Mols Körper und stellte die Schüssel beiseite. Dann legte er seine langen Hände über ihren Bauch und drückte so sanft wie möglich auf die Beule, die ihr ungeborenes Kind

barg. Er begann, in Trollsprache zu singen. Ich erkannte nur eine Handvoll Worte, aber konnte daraus schließen, dass er betete. Trolle hingen in treuem Glauben an ihren Göttern, und bei allem, was sie taten, spielten sowohl ihre Gebete als auch ihre Magie eine wichtige Rolle.

Die Paste trocknete schnell zu einer festen Schicht und ich bemerkte, dass Mols Schmerzen offenbar nachließen, denn nun war sie in der Lage, das Gewicht von Remys Händen zu ertragen. Funktionierte es?

Mols Schrei ließ mir die Haare im Nacken zu Berge stehen. Ich fiel neben Remy auf die Knie und da fing plötzlich ihr Bauch so heftig an zu kontrahieren, dass ihr gesamter Körper sich schüttelte. »Was ist passiert?«

»Das normal«, erwiderte Remy und löste seine Hand von der Boggiefrau. »Baby kommen.«

»Es kommt?«, fragte ich dumm. Mol sah aus, als würde sie von innen heraus zerrissen, nicht, als bekäme sie ein Baby. Aber ich hatte schließlich auch keine Ahnung, was normal war für eine Boggiegeburt. Wie die meisten ihrer Art waren Boggies zurückhaltend und schüchtern im Umgang mit Menschen. Es war ein Zeichen ihrer Wertschätzung und ihres Respekts mir gegenüber, dass es mir erlaubt war, hier zu sein und die Geburt zu bezeugen. Tränen schossen mir in die Augen, während ich zusah, wie die Natur übernahm und Mols Körper die Kraft fand, ihr Baby zur Welt zu bringen.

Fren stand bereit, um das Kind zu nehmen, als es kam. Der braune Körper war unglaublich klein, puppenähnlich und er gab kein Geräusch von sich, als sein Vater ihn in seinen Armen wiegte. Fren starrte auf das Neugeborene und fuhr mit seinen Fingern über das kleine Gesicht, so als könnte er nicht glauben, was er sah.

»Sollte das Baby nicht schreien?«, flüsterte ich Remy zu. Leise genug, um die Boggies nicht zu beunruhigen. Fren gurrte dem Baby zu, und Mol lag mit geschlossenen Augen auf dem Boden, zu erschöpft, um auch nur einen Blick auf ihr Kind zu werfen.

Remy nickte, sein Gesicht war düster.

Da fühlte ich es, dieses vertraute Ziehen in meinem Innern, das mich unweigerlich zu dem Baby zog, wie Stahl an einen Magneten. Ich schnappte nach Luft. »Er ist krank, so krank ...« Die ersten eisigen Spuren des Todes liefen über meine Haut und ich wusste, wir waren schon zu spät gekommen. Wenn ich nur früher hier gewesen wäre.

Ich riss mir den Mantel vom Leib. »Gib ihn mir! Schnell, es ist nicht mehr viel Zeit.« Ich konnte bereits fühlen, wie das neue Leben durch Frens Finger glitt.

Remy griff nach dem Baby, aber Fren schüttelte den Kopf und hielt den kleinen Körper weiter an seine Brust gepresst. Remy lehnte sich nach vorn und grunzte energisch. Was immer er zu dem Boggie sagte, es schien zu wirken, denn Fren überreichte ihm den Säugling. Ich streckte meine Hände aus und Remy legte das nackte, knitterige Wesen hinein. Er war kaum größer als ein frisch geborenes Kätzchen, und sobald ich ihn berührte, fühlte ich den schwachen, flatterigen Herzschlag und die Kälte, die sich bereits in seine winzigen Glieder gestohlen hatte. »Halt durch, Kleiner«, murmelte ich und zog ihn an meine Brust, bedeckte ihn mit meinen Händen. Dann suchte ich tief in meinem Innern nach der Macht und riss meine Mauern ein.

Es war, als öffnete man die Tür zu einem Ofen. Die Hitze flammte in meiner Brust auf und rauschte durch meine Adern wie ein Funke an einer Zündschnur entlang. Ich musste meiner Kraft nicht sagen, wohin sie zu gehen hatte, das passierte stets von selbst. Mein Körper vibrierte wie ein lebendiger Draht, ein Strom elektrischer Energie raste meine Nervenenden entlang, in meine Hände und in meine Brust hinein und in jeden Teil von mir, der die sterbende Kreatur berührte.

Für gewöhnlich setzte ich die Kraft kontrollierter ein, in einem Strahl, der sanft von mir aus zur Quelle der Verletzung oder Krankheit floss. Die Energie war so stark, dass ich Angst hatte, meine Patienten in einen Schockzustand zu versetzen oder sie auf der Stelle zu töten. Aber wenn ein Körper aufgab und sich auf den Tod vorbereitete, dann war ein Blitzschlag manchmal das Einzige, das helfen konnte. Es war ein wenig wie mit einem Defibrillator, der in der Notaufnahme benutzt wurde. Nur dass meine Elektrizität auf den ganzen Körper wirkte, nicht nur auf das Herz. Nur so konnte ich es beschreiben, denn meine Macht war mir nicht mit einer Bedienungsanleitung übergeben worden.

Die Hitze sammelte sich in meinen Händen, bis sich an ihnen ein schwaches weißes Glänzen zeigte. Heißer und heißer brannte das Feuer in mir, solange, bis es sich anfühlte, als hätte ich ein glühendes Metallrohr in den Händen. Aber ich hörte nicht auf. Ich biss mir auf die Lippe, um zu verhindern, dass ich laut aufschrie und machte weiter. Wartete darauf,

dass die Kraft genau die richtige Intensität bekam, um sie dann loszulassen.

Die Energie explodierte ausgehend von meinen Fingern und übertrug sich in den kleinen Körper. Ich fühlte, wie sie durch meine Venen und meine Knochen schoss, das Gewebe durchdrang und jede einzelne meiner Zellen sättigte wie ein Sommergewitter, das die Erde tränkte. Meine Kraft war wie eine Verlängerung meines Selbst, sodass ich spüren konnte, wie sie sich um das versagende Herz wand, pulsierte und es antrieb. Mit jedem Schlag wurde ein Energiestoß durch das Herz gesandt, was dafür sorgte, dass das Wesen sich aufbäumte, bevor es wieder in sich zusammensackte. Welle für Welle schickte ich meine Kraft in den kleinen Körper und betete, dass jede einzelne davon die sein konnte, die das geschädigte Herz reparierte.

Ich hatte jedes Gefühl für Zeit verloren, aber es mussten mindestens zehn Minuten vergangen sein, bevor ich gezwungen war, zu akzeptieren, dass ich den Boggie nicht retten konnte. Meine Kraft war das Einzige, was sein Herz noch zum Schlagen brachte und ich konnte sie nicht länger aufrechterhalten. Eine der ersten und schmerzhaftesten Lektionen, die mir meine Fähigkeit gelehrt hatte, war, dass ich manchmal nichts ausrichten konnte, so sehr ich mich auch selbst verausgabte. Ich hielt das Baby von mir gestreckt und fühlte, wie es schmerzhaft an meinem Herzen zog, als ich in sein lebloses Gesichtlein blickte. *Es tut mir so leid, Kleiner.*

Ein gebrochener Seufzer durchdrang die Luft. Ich öffnete die Augen und sah Mols versteinerten Blick. Sie trauerte um das Baby, das sie selbst nie in den Armen gehalten hatte, und mein Herz litt mit ihr. Niemand sollte dabei zusehen müssen, wie jemand starb, den man liebte.

Es ist nicht fair! Wir hatten alles richtig gemacht. Mols Baby verdiente es, zu leben.

Ich ließ die Kraft wieder in mich zurückfließen, bis meine Hände erneut heiß wurden. Auch der Schmerz zog sich in mein Inneres zurück, aber ich konnte es kaum fühlen, so stark war der Ärger, der in mir aufbrandete. Ich schickte nun die Kraft zurück in das Baby, mit der Wucht eines Blitzschlags. So viel ungezügelter Energie konnte ein Herz zum Stillstand bringen, aber wir hatten nichts mehr zu verlieren.

Die Kraft wurde schwächer und schwächer. Ich war ausgezehrt und nahm nur noch halb wahr, wie Remy und Fren atmeten und Mol

schluchzte, als das kleine Herz, das gegen meines gepresst war, plötzlich einen langen unregelmäßigen Flatterlaut von sich gab und dann stehenblieb.

Danach gab es nur noch Stille.

Und dann ... lub-lub, lub-lub, lub-lub.

Schließlich eine winzige Bewegung, als die kleinen Lungenflügel sich zum ersten Mal mit Luft füllten. Dann bewegte sich ein winziger Fuß gegen meine Brust, mehr ein Kitzeln als eine Bewegung.

Ich hob den Säugling hoch, schloss meine Hände um ihn und betrachtete verwundert, wie sich das knitterige kleine Gesicht verzog und sich der winzige Mund öffnete. Es begann wie ein hauchzarter Wimmerton, der schnell anschwell und sich zu einem quäkenden Schrei steigerte. Mit einem Mal hielt ich ein strampelndes, schreiendes, gesundes Boogiebaby in Händen.

Ich lachte und weinte zur gleichen Zeit und dann füllten laute Rufe den Raum. Mol grunzte ängstlich und streckte die Arme aus und ich legte ihr den kleinen Jungen an die Brust. Ich beobachtete, wie Mutter und Vater voll Ehrfurcht das Baby betrachteten, das sie verloren geglaubt hatten.

Schwerfällig setzte ich mich zurück und legte mich dann auf den staubigen Boden. Heilungen zehrten an mir, laugten mich aus. Manche mehr als andere, aber üblicherweise benötigte ich nur ein paar Minuten, um mich auszuruhen. Ein Leben zurückzubringen, das dem Tod so nahe gewesen war, war allerdings unglaublich schwierig und so fühlte sich mein Körper an, als wäre ich einen Halbmarathon gelaufen. Egal wie häufig ich meine Kräfte benutzte, es wurde nicht leichter.

Ich war sechs Jahre alt gewesen, als ich erkannte, wozu ich fähig war. Zu Beginn hatte ich es häufig übertrieben, bis ich lernte, wie ich mich selbst nicht zu sehr auslaugte. Es war einfach, das eigene Wohlbefinden zu unterschätzen, wenn man damit ein Leben retten konnte. Ich musste lernen, die Kraft in mir zu versiegeln, bis ich sie wiedererweckte. Andernfalls würde jedes Mal, wenn ich in die Nähe einer kranken oder verletzten Kreatur kam, die Energie geradezu aus mir herausgesaugt. Inzwischen ließ ich nicht mehr als die benötigte Menge an Energie aus mir fließen, wenn ich heilte. Eine Sturzflut an Kraft zu entfesseln, wie ich es eben für den Boggie getan hatte, war beinahe so, als hätte ich den Schaltkreis gesprengt, nur dass es keine Sicherung gab, die mich in

Grenzen hielt. Meine Kraft lud sich immer wieder von selbst auf, es dauerte nur eine Weile.

Eine kühle Hand berührte meinen Arm. »Du okay, Sara?« Ich hörte die Sorge in Remy's Stimme und schenkte ihm ein müdes Lächeln.

»Ich werd' schon wieder. Du weißt doch, wie es ist. Muss mich nur ein wenig ausruhen.«

»Ja, du ausruhen.« Er hob sanft meinen Kopf an und stopfte meine zusammengefaltete Jacke darunter. Ich hörte, wie er mit Fren und Mol sprach und dass sich um mich herum etwas bewegte, doch dann wirkte alles nur noch gedämpft und ich döste ein.

Irgendwo zwischen Wachsein und Schlaf fühlte ich diesen vertrauten Ruck, der durch mein Unterbewusstsein ging. Nachdem ich so viel Energie aufgewendet hatte, wunderte mich das nicht. Es geschah immer nach einer Heilung, wenn meine Akkus leer waren. Doch es kam ja nicht weit. Denn selbst erschöpft hatte ich genug Kraft in mir, um es zu verdrängen.

Ich nannte es *das Biest*. Es gab Zeiten, da hatte es mir Angst gemacht, dass es dieses dunkle Wesen in meinem Kopf gab, obwohl ich wusste, dass es eine Begleiterscheinung meiner Kräfte war. Ich hatte einmal gelesen, dass »wenn man eine Kerze anzündet, man auch immer einen Schatten wirft«. Und ich fragte mich, ob das auch auf mich zutraf. Meine Kraft war die Kerze – hell und warm – und das Biest war ihr Schatten – düster und kalt. Remy hatte einmal gesagt, dass Kraft immer eine Balance aus Gut und Böse wäre und dass ich mich nicht vor etwas fürchten sollte, das ein Teil von mir war. Ich begrüßte das Biest nicht mit offenen Armen, aber ich hatte keine Wahl, ich musste mit ihm leben.

Als ich erwachte, war es still und die langen Schatten im Zimmer zeigten mir, dass es später Nachmittag sein musste. Ich neigte den Kopf zur Seite und bemerkte, dass ich allein war. Die Boggies waren wahrscheinlich nach Hause gegangen, aber ich wusste, dass Remy noch hier war. Er würde mich niemals allein lassen, während ich mich erholte.

Ich stöhnte und rappelte mich auf. Mein ganzer Körper schmerzte, teilweise von der intensiven Heilung und zum Teil auch, weil ich auf dem harten Boden gelegen hatte. Ich streckte mich und dehnte meine Muskeln. Dann hob ich meinen Mantel auf und ging die Treppe nach unten, wo Remy durch die Schlitze der Bretter an einem der Wohnzimmerfenster

hinausschaute. Ich ging zu ihm und lehnte mich gegen die Wand, ignorierte dabei die sich lösende Tapete, die gegen meine Haare stieß.

Er lächelte mich an. »Du tief geschlafen dieses Mal. Fühlst besser?«

»Es war schwierig«, gab ich zu. »Aber das war es wert.« Ich hörte Gelächter von draußen und sah durch die Schlitze hindurch eine Gruppe Teenager, die auf der Straße herumlungerten. Remy hatte sie beobachtet, für den Fall, dass sie hereinkämen, während ich schlief. Ich fragte mich, was sie wohl getan hätten, wenn sie eingetreten wären und einen Troll vorgefunden hätten. Wahrscheinlich in ihre Hosen gepinkelt. Würde ich meinen kämpferischen Freund nicht kennen, würde es mir wohl ähnlich ergehen.

»Geht es Mol und dem Baby gut?«, fragte ich.

»Ja. Fren und Mol nehmen Baby mit nach Hause, um Familie zu zeigen. Sie sagen, du große Magie. Fragen, ob du Zauberin.«

»Wohl kaum.« Wenn hier heute Magie am Werk gewesen war, dann kam sie von Remy. Die Art, wie er Mol geholfen hatte, das Baby auf die Welt zu bringen, war unglaublich gewesen. Obwohl er nicht meine Kräfte hatte, war er genau so ein Heiler, wie ich es war, und seine medizinischen Kenntnisse hatten mich schon manches Mal erstaunt. In Trolljahren war er noch immer ein Teenager wie ich, aber er wusste bereits mehr, als ich hoffen konnte, in einem ganzen Leben zu erlernen.

Er sah wieder auf die Straße hinaus. »Es bald dunkel wird.«

»Erst in etwa einer Stunde. Und ich habe keine Angst vor der Dunkelheit.«

»Onkel nicht glücklich sein, wenn du bleiben so lange weg.«

»Nate ist über die meisten Dinge, die ich tue, nicht glücklich«, spöttelte ich. Remy warf mir einen missbilligenden Blick zu und ich sagte: »Du weißt, dass es stimmt. Ich liebe Nate, aber wir sind so ... verschieden. Er will etwas aus mir machen, das ich nicht bin. Er will eine normale Nichte, die Freundinnen hat und sich einer Band anschließt oder den Cheerleadern beitrifft oder was auch immer. Das bin ich nicht und das werde ich auch nie sein.«

»Das nicht wahr. Er nur wollen, dass du glücklich.«

Ich hob eine Augenbraue. »Seit wann bist du ein Experte für menschliche Beziehungen?«

»Alle guten Eltern wollen, dass Kinder glücklich.« Er drückte sich vom Fenster ab. »Komm. Jungen gehen.«

Ich pikste ihm in den Rücken und folgte ihm zur Hintertür. »Du wirst ganz schön rechthaberisch in letzter Zeit.«

Er ließ ein kehliges Lachen hören. »Nicht mal Trolls dich herumkommandieren.«

»Das stimmt wohl. Ich bin eine starke, unabhängige Frau, und das solltest du besser nicht vergessen.«

Wir durchquerten den Garten und schlüpfen durch den Zaun. Remy wandte sich zu mir. »Du gut gemacht heute.«

»Wir haben das gut gemacht«, sagte ich. »Und übrigens, du hast mir noch gar nicht gesagt, was Baktu ist.«

»Baktu sein geflügelte Schlange aus Wüstenland.«

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Hä? Wie macht man denn Kristalle aus einer Schlange?«

»Kristall nicht Schlange ist. Ist getrocknete Schlangenmist.«

»Mist? Du meinst Kacke?« Ich runzelte die Nase. »Iiuh, das ist ekelhaft, Remy!«

Remy lachte und machte sich auf in den Wald. »Baktu ist giftige Schlange. Mist ist starke Medizin.«

Bevor ich etwas erwidern konnte, verschwand er. Ich beneidete die Trolle um die Art, wie sie mit ihrer Umgebung verschmelzen konnten, als lösten sie sich in Luft auf. Was für eine praktische Fähigkeit.

Die Straßen waren leer, als ich zur Haltestelle zurückging. Obwohl es Samstagabend war, waren nur wenige Leute in Richtung Stadt unterwegs, und so hatte ich dann auch freie Platzwahl im Bus. Der gleiche Fahrer, der diese Route stets an den Wochenenden fuhr, nickte mir zu, als ich mein Kleingeld in die Münzschale warf.

Wenigstens konnte ich mich auf dem Rückweg erholen, in dem Wissen, dass Remy und ich das getan hatten, was wir geplant hatten. Wir hatten heute zwei Leben gerettet – wie viele Mädchen meines Alters konnten das von sich behaupten? Es war nicht so, dass ich es genoss, in verrauchten Kneipen abzuhängen und zwielichtige Geschäfte mit Leuten aus der Unterwelt zu machen, die sich nicht wirklich von Drogendealern unterschieden. Nur weil ich heute einen kühlen Kopf bewahrt und so getan

hatte, als wüsste ich, was ich tue, bedeutete das nicht, dass ich mich nicht zu Tode gefürchtet hatte. Aber ich konnte nicht damit aufhören – nicht, wenn Leben davon abhingen.

Als Remy mich vor zwei Jahren gebeten hatte, ihm dabei zu helfen, pulverisiertes Chimärenhorn zu finden, um einem sterbenden Kelpie zu helfen, hatte ich keine Ahnung, dass es tatsächlich einen Schwarzmarkt für solche Dinge gab – und eigentlich für praktisch alles, für das man zahlen konnte. Seitdem hatte ich ein halbes Dutzend anderer Dinge für ihn aufgetrieben, und ich war inzwischen recht gut im Verhandeln, denn nichts davon war einfach zu bekommen. Man konnte Wasserschlängenschuppen oder Hanslingzähne schließlich nicht auf Amazon oder Ebay kaufen. Zumindest bisher nicht.

Wir hatten Glück, dass Remy es sich leisten konnte, fast alles zu kaufen. Natürlich gab es Dinge, die so wertvoll waren, dass man sie nicht mit Geld erwerben konnte. Wie der Inhalt der Phiolen, die ich Malloy gegeben hatte – selten und beinahe unmöglich zu bekommen. Er hätte seine eigene Mutter verkauft, um zu erfahren, woher ich das Zeug hatte. Aber ich würde es weder ihm noch sonst irgendwem jemals erzählen. Es war gefährlich genug, jemanden wie Malloy wissen zu lassen, dass ich damit handelte. Menschen wurden schon für weit weniger umgebracht. Und wenn Remys Leute jemals herausfinden würden, was wir vorhatten ... allein der Gedanke ließ mich schauern.

Trollgalle war eine mächtige Droge und unbezahlbar, nicht nur wegen ihrer Wirkung, sondern auch, weil nur wenige mutig genug waren, diese in ihren Besitz zu bringen. Trolle waren nicht nur verschlossen und schwer zu fassen, ihr boshafter Ruf hielt sowohl Menschen als auch nichtmenschliche Wesen davon ab, sie aufzusuchen, geschweige denn ihnen etwas abzunehmen.

Zunächst hatte ich es ekelregend gefunden, als Remy mir davon erzählte.

Sah man allerdings über den unfassbar üblen Geruch hinweg und dachte nicht darüber nach, woher das Zeug kam, so hatte es unglaubliche regenerative Eigenschaften. Es verlangsamte den Alterungsprozess und degenerative Erkrankungen wie Alzheimer oder Parkinson, und es konnte dafür sorgen, dass Glatzköpfigen wieder Haare wuchsen. Ich hatte gehört, dass es sogar bestimmte Krebsarten besiegen konnte. Und aus Erfahrung

wusste ich, dass es nicht nur jede Verletzung heilen konnte, sondern schon eine halbe Unze, wie ich sie Malloy gegeben hatte, den Alterungsprozess bei richtiger Handhabung für fünf Jahre stoppte. Im Grunde war es ein Jungbrunnen, und manche Menschen würden alles dafür tun, etwas davon zu ergattern.

Je jünger der Troll, desto wirksamer war die Galle. Aber Trolle hatten einen großen Beschützerinstinkt, was ihren Nachwuchs betrifft, und so war es beinahe unmöglich, an sie heranzukommen ohne dass es ein böses Ende nahm. Remy hatte mir seinen eigenen Gallensaft gegeben, damit ich das Tauschgeschäft für ihn erledigen konnte, aber seine Leute wären furchtbar wütend, wenn sie davon erführen. Trolle mochten Menschen nicht, wenngleich einige der Älteren aus unerfindlichen Gründen Remy's Freundschaft mit mir tolerierten. Und doch machte ich mir keine Illusionen darüber, was ich für sie war. Ich war schließlich nur ein Mensch.

Der Bus hielt Downtown vor dem Postamt, ich winkte dem Fahrer zu, als ich ausstieg. Die Market Street, unter der Woche der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in New Hastings, war nun still und leer, bis auf die Menschen, die sich zur U-Bahn oder zu Antonio's aufmachten. Ich überquerte die Straße an der Ampel und ging über den kleinen Parkplatz zwischen zwei Gebäuden, um am Ende des Hafengebietes nahe der Landungsbrücken herauszukommen. Südlich lag der Pier und die Läden und Restaurants des Hafens. Ich war beinahe zu Hause. Nach diesem Tag wünschte ich mir nichts mehr, als mich mit einem Buch im Bett zu verkriechen.

Als zwei Jungen aus dem Gebäude vor mir heraustraten und auf den Hafen zu rannten, um dort bei einer der Fischeranlegeplätze zu verschwinden, erkannte ich einen von ihnen auf Anhieb. Ich wusste, sie hatten sicherlich nichts Gutes im Sinn, aber ich war zu müde und zu hungrig, um mich darum zu scheren.

Soll sich doch irgendjemand anderes um sie kümmern.

Sie waren bereits außerhalb meines Sichtfeldes, als einer der Jungen ein vertrautes Lachen hören ließ und schrie: »Lass es nicht davonkommen.«

Ich blieb stehen.

»Schau es dir an, Scott, es ist halbtot.«

»Ach, verdammt«, fluchte ich und kehrte Richtung Kai um.

Kapitel 2

ICH sah auf Scott Foley und Ryan Walsh unten am Strand hinab. Scott, groß und gutaussehend mit glattem dunklen Haar, stand mit dem Rücken zu mir gewandt. Ryan, der ein paar Zentimeter kleiner war als Scott, befand sich ein paar Schritte hinter ihm und wirkte dabei, als wäre er gern überall, nur nicht hier.

»Lass es in Ruhe!« Ryan fuhr sich mit den Fingern durch seine blonden Locken. »Das ist nicht cool, Mann!«

»Alter, seit wann bist du so eine Pussi?«, spottete Scott. »Ich will einfach nur ein bisschen Spaß haben und wie du selbst gesagt hast, es ist ja schon halbtot.«

Meine Hände ballten sich zu Fäusten und ich suchte mit den Augen nach dem Tier, von dem sie offenbar sprachen. Da ich nichts erkennen konnte, ging ich näher an den Rand des Dammes, um einen besseren Blick darauf zu erhaschen.

Ich schrie laut auf, als mein Fuß wegrutschte und ich mehr als einen Meter tief den Damm hinabstürzte und auf einem undefinierbaren Haufen direkt zu Füßen der beiden überraschten Jungs landete. Nicht gerade die Art von Auftritt, die ich mir gewünscht hatte.

Einen Moment lang bewegte sich keiner von beiden. Dann beugte sich Ryan herunter und starrte mich an. Ich blickte zurück durch einen Vorhang dunklen Haares, das sich aus meinem Zopf gelöst hatte. »Hui, alles klar bei dir?«

»Alles in Ordnung.« Ich strich mir die Strähnen aus dem Gesicht und rappelte mich auf, zuckte aber kurz zusammen, als sich der Schmerz in meinem linken Knöchel bemerkbar machte. Um zu testen, ob ich auftreten konnte, verlagerte ich mein Gewicht vorsichtig. Eine leichte Verstauchung wahrscheinlich. Toll.

Ich sah die Jungs an und stellte fest, dass Scott mich mit weit aufgerissenen Augen musterte. Er verengte seinen Blick, als er begriff, wen er da anstarrte. »Was willst du?«

Ich schaute weg und nahm den Strand unter die Lupe. Was zur Hölle verfolgten die beiden? »Ihr zwei seht aus, als würdet ihr irgendetwas suchen. Kann ich euch dabei helfen?«

»Nein«, erwiderte Scott. Sein Blick fixierte einen Punkt hinter mir, doch ich konnte dort außer einem Haufen alter Fischernetze nichts erkennen.

»Seid ihr sicher, weil ...« Ich brach ab, als aus den Netzen ein klagender, quäkender Ton drang. Im dämmerigen Licht sah ich, wie sich das Geflecht bewegte und eine dürre, graugescheckte Katze hervorkroch. Das Tier bot einen jämmerlichen Anblick. Die Rippen stachen spitz aus dem mageren Körper hervor und es ging unsicher ein paar Schritte weit, bevor seine Beine nachgaben und es in sich zusammensank.

Mit funkelnden Augen wirbelte ich zu Scott und Ryan herum. »Ihr wolltet der Katze wehtun!«

»Nein«, Ryan konnte mir nicht in die Augen sehen. »Ich würde nicht ...«

Scott trat von einem Fuß auf den anderen. »Ja, sicher. Als ob wir unsere Zeit mit so einem verlausten Viech verschwenden würden.«

Ich trat zwischen sie und die Katze. Scott und ich kannten einander seit der Grundschule, und wenn ich etwas über ihn wusste, dann, wie er aussah, wenn er log. »Das ist echt unterste Schublade, selbst für dich, Scott.«

Eine leichte Röte kroch über seine Wangen. »Ich hab dir doch gerade gesagt, dass mir die blöde Katze total egal ist. Außerdem, was geht dich das an?«

»Glaubst du, ich lasse zu, dass du ein wehrloses Tier quälst?« Ich wurde lauter. Scott brachte mich immer auf die Palme, aber aus irgendeinem Grund hatte ich diesmal Mühe, meine Wut im Zaum zu halten. »Das ist für dich also der Kick am Samstagabend? Fühlst du dich jetzt groß und männlich?«

»Halt die Klappe!« Scott funkelte mich an und eine Sekunde lang sah ich etwas anderes in seinen Augen. Etwas, das wie Reue wirkte. Aber es war so schnell verschwunden, wie es aufgetaucht war.

Scott und ich waren einst Freunde gewesen. Er war der Erste, der nach meinem Umzug hierher auf mich zugegangen war. Und obwohl seine Freunde ihn damit aufzogen, dass er Freundschaft mit einem Mädchen schloss, hatte er zu mir gehalten. Unsere Freundschaft war nur von kurzer

Dauer gewesen und endete an dem Tag, an dem ich ihn und ein paar andere Jungs dabei erwischte, wie sie außerhalb der Schule Steine auf eine verletzte Krähe warfen. Ich hatte ihn angeschrien und zu Boden geworfen und ihm erklärt, dass ich mit jemandem wie ihm nicht befreundet sein wollte. Jegliches freundschaftliche Gefühl, das er für mich gehegt hatte, war verschwunden, nachdem ich ihn vor der ganzen Schule lächerlich gemacht hatte.

»Dann sorg doch dafür, dass ich die Klappe halte.« Noch während ich die Worte laut aussprach, fragte ich mich, was zur Hölle ich da tat. Warum stachelte ich jemanden an, der mich um fünfzehn Zentimeter überragte und mindestens zwanzig Kilo mehr wog als ich – und der mich auch so schon nicht ausstehen konnte?

Scotts Miene verdunkelte sich. »Wenn dir etwas an dir selbst liegt, Grey, sieh zu, dass du mir aus den Augen gehst.«

»Oder was?« Ich ging einen Schritt auf ihn zu. »Sonst schlägst du mich auch zusammen, oder wie?«

»Hey Niemand schlägt irgendjemanden zusammen.« Ryan legte seine Hand auf Scotts Arm. »Komm schon, Scott, lass uns gehen. Das ist es doch nicht wert.«

Scott schüttelte Ryans Hand ab. »So redet niemand mit mir.«

Versuch es doch und halt mich auf. Der Gedanke flatterte heimtückisch durch meinen Kopf. Eine andere Stimme dagegen sagte mir, ich sollte mich beruhigen und einen Schritt zurücktreten. Aber diese Stimme ignorierte ich. Stattdessen gab ich ein hämisches Lachen von mir. »Komm her und sorg dafür, dass ich die Klappe halte, wenn du es kannst. Das heißt, wenn du Mann genug dafür bist.«

Scotts Augen glänzten gefährlich, als er auf mich zutrat.

»Mann, du kannst doch kein Mädchen schlagen«, Ryan klang verängstigt.

»Sei still, Ryan«, sagten Scott und ich gleichzeitig. Ich grinste Scott frech an und sah, wie seine Nasenflügel sich weiteten.

Ich schielte zu meinem Mantel hinunter und seufzte laut. »Aber versuch bitte nicht zu sehr zu bluten, okay? Es ist verdammt schwer, Blut aus dem Stoff herauszubekommen.«

Scott gab ein brummelndes Geräusch von sich, und Ryan schrie irgendetwas, während Scott seinen rechten Arm hob. Ich wusste nicht, ob

er wirklich vorhatte, mich zu schlagen. Ich war mir nicht einmal sicher, ob Scott zu dem Zeitpunkt klar war, was er tat.

Ein tosendes Rauschen füllte meine Ohren und ein seltsames Prickeln lief heiß durch meinen Körper. Es fühlte sich ganz anders an, als die fiebrige Energie, die ich ein paar Stunden zuvor verspürt hatte. Dieses Feuer hatte keine heilenden Kräfte, in ihm brannten nur Wut und unbändige Energie. Ich war ein Löwe, der gerade aus seinem Käfig befreit worden war. In meinem Unterbewusstsein streckte sich das Biest, entzückt bereitete es sich vor, zuzuschlagen. Ich blinzelte und auf einmal war es, als lüftete jemand einen Schleier, hinter dem die Welt verblüffend scharf und klar wurde.

Meine rechte Faust traf auf Scotts Wange, bevor er überhaupt realisierte, dass ich sie in seine Richtung geschwungen hatte. Den Schmerz in meinen Fingerknöcheln nahm ich kaum wahr, ich sah nur zu, wie mein Schlag ihn um mehrere Schritte nach hinten warf. *Noch einmal*, schrie das Biest in mir und schon ballte ich die linke Hand zur Faust.

Scott erholte sich schneller, als ich erwartet hatte, und ich duckte mich gerade noch rechtzeitig, um der Wucht seiner kräftigen Faust zu entgehen, die mich mit Sicherheit bewusstlos geschlagen hätte. In meiner Unterlippe fühlte ich einen scharfen Schmerz, als seine Faust sie streifte. Der Geschmack von Kupfer füllte meinen Mund.

»Scott!«, schrie Ryan, doch seine Stimme klang dumpf in meinen Ohren. »Was zur Hölle machst du da?«

Ich bewegte mich schneller, als ich es für möglich gehalten hätte, meine linke Faust donnerte gegen Scotts Kinn und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Schwankend stand ich auf dem Fuß, von dem ich mir Minuten zuvor noch sicher war, ihn verstaucht zu haben, und landete mit dem anderen einen gezielten Tritt in seine Körpermitte. Etwas, das ich nie zuvor getan hatte. Er taumelte und gab dabei einen so gequälten Ton von sich, dass sich meine Lippen wie von selbst zu einem breiten, schadenfrohen Grinsen verzogen. Das Biest in mir jauchzte frohlockend.

Scott brüllte und kam wie ein erzürnter Stier auf mich zu, ich aber wich seinem Angriff aus, sodass er an mir vorbei stolperte. Ryan unterdrückte ein Lachen, und das schien Scott nur weiter anzustacheln. Er drehte sich um und kam mit erhobenen Armen auf mich zu.

Die Bewegung meiner Hand war kaum wahrnehmbar, so schnell traf sie auf Scotts Nase und verursachte ein ekelhaftes Knirschen.

Mit beiden Händen über seinem Gesicht fiel er zu Boden. »Du Miststück!«, heulte er. »Du hast mir die Nase gebrochen.«

Die Hände in die Hüften gestützt stellte ich mich über ihn und genoss den Triumph, meinen Gegner mir zu Füßen liegen zu sehen. Erstaunt rekapitulierte ich, wie einfach es gewesen war, einen Jungen, der so viel größer und stärker war als ich, niedergeschlagen zu haben. Übermütig rief ich: »Du hast Glück, dass das alles ist, was ich dir gebrochen habe, Arschloch.«

»Um Himmels willen, Sara!«

Ich fühlte Ryans Blick auf mir und bemerkte, wie er geschockt von mir zu seinem jammernden Freund schaute. Das war wie ein Eimer kaltes Wasser mitten in mein Gesicht. Die Wut wich so schnell aus mir, wie diese bizarre Hitze nur Minuten zuvor aufgeflammt war. Was tat ich da? Dieser Gedanke kam mir, als die Welt um mich herum wieder normal wurde und ich erstaunt auf Scotts blutiges Gesicht sah. Seine Nase war grotesk angeschwollen und um seine Augen herum zeigten sich bereits die Spuren eines Blutergusses. Ich war kein Engel, aber nie zuvor hatte ich so auf einen anderen Menschen eingeschlagen. Die Gewissheit dessen, was ich getan hatte, drehte mir den Magen herum.

»Scott, ich ...«

»Halt dich von mir fern, du verdammte Irre!«, knurrte er und streckte eine Hand vor, um mich abzuwehren. Während er sprach, spritzten einzelne Tropfen Blut auf den Stein vor ihm.

Ich wich zurück, mir war übel vor Reue, als ich ihm zusah, wie er sich aufrappelte. Was war nur über mich gekommen? Was hatte mich so ausrasten lassen? Ich war sauer gewesen wegen der Katze, sicher, aber Scott wäre seiner Wege gegangen, wenn ich früh genug abgehauen wäre. Ich hatte ihn herausgefordert und ihn absichtlich wütend gemacht und ich war diejenige gewesen, die zuerst zugeschlagen hatte. Die Erinnerung daran, wie ich meine Fäuste in sein Gesicht gerammt hatte, füllte mich mit Abscheu. Es war, als wäre ich besessen gewesen, und wenn Ryan nichts gesagt und mich damit aufgeschreckt hätte, hätte ich wer weiß was mit Scott getan.

»Wir haben nur rumgealbert. Du weißt doch, dass er der Katze nichts getan hätte, oder?«, fragte Ryan und zwang mich aufzusehen, seinen Blick zu erwidern und die Wahrheit von seinem Gesicht zu lesen.

Er drehte sich um und half Scott, den Wall hochzuklettern.

Sobald ich alleine war, sank ich auf den Boden, zog die Knie an die Brust und legte meine Arme darum. Es war das Biest. Ich hatte es immer gut im Griff gehabt, aber nun, da ich so viel Kraft auf das Heilen verwendet hatte, fühlte ich, wie es sich in mir bewegte und sich gegen die Mauern warf, die es gefangen hielten. Heute hatte ich meine Kräfte so sehr in Anspruch genommen, dass ich die Kontrolle aus der Hand gegeben hatte. Das Ergebnis war erschreckend.

Ich hatte nicht mehr gekämpft, seit ich zehn Jahre alt gewesen war, und auch damals nie mit der Absicht, jemanden so zu verletzen. Verdammte, ich hatte mich nie zuvor so bewegt. Kein Wunder, dass Ryan mich angesehen hatte wie einen Zirkusfreak.

Ein schwaches Maunzen durchdrang meine unglücklichen Gedanken. Ich hob den Kopf und sah, wie sich die dünne kleine Katze neben mich setzte. Von Nahem sah das Tier sogar noch bemitleidenswerter aus. Sein Schwanz war nur noch zur Hälfte vorhanden, ein Ohr bereits in Mitleidenschaft gezogen und der ganze Körper zitterte wie Espenlaub.

»Hey, Kätzchen.« Ich streckte die Hand aus, um es am Hinterkopf zu streicheln. Es fauchte, versuchte aber nicht, davonzulaufen. Ein klares Anzeichen dafür, dass es sehr krank war. Tiere fühlten sich zu mir hingezogen, besonders die Kranken. Möglicherweise konnten sie meine Kräfte spüren, sogar wenn ich sie tief in mir verbarg. Und doch brauchten die wilden unter ihnen ein wenig mehr Ermutigung, um ihre natürliche Furcht vor dem Menschen zu überwinden.

Ich öffnete mich und ließ eine Welle wärmerer, lindernder Ruhe über das Tier fließen. Binnen weniger Sekunden hörte es auf zu fauchen und lehnte sich gegen mein Bein. Sobald meine Finger Kontakt hatten, ließ ich einen Strahl heilender Energie in seinen schwachen Körper gleiten – das Tier legte sich sofort nieder. Ich bewegte meine Hand seinen Rücken hinab, fühlte die Knochen, die beinahe durch die Haut stachen, und suchte nach seinen Verletzungen. Es hatte die Krätze und sein Fell war voller Flöhe, aber zumindest war keiner seiner Knochen gebrochen. Ich befreite es von den Flöhen und der Krätze, kümmerte mich um ein paar Kratzer

und Schnitte und sog eine Atemwegserkrankung aus seinen Lungen, bevor ich meine Hand zurückzog – zufrieden darüber, dass es ihm nun gutgehen würde.

»So, jetzt bist du zwar immer noch eines der bemitleidenswertesten Geschöpfe, die ich je gesehen habe, aber ich glaube, du wirst es schaffen.« Ich stand langsam auf, ein wenig erschöpft von der zweiten Heilung des Tages. »Halt dich von nun an von den bösen Jungs fern, hörst du?«

Die bernsteinfarbenen Augen der Katze blickten in meine, dann ließ sie ein trauriges Jaulen hören.

»Nein, nein«, wehrte ich ab, an meinem Herzen zog es ein wenig. »Ich kann dich nicht mitnehmen. Ich darf nicht noch einen Streuner mit nach Hause bringen.«

Sie stand auf und lief unsicher ein paar Schritte, rieb dann ihren Körper an meinen Waden. Selbst durch meine Jeans konnte ich ihre Knochen spüren.

»Das ist nicht fair«, seufzte ich und beugte mich hinab, um sie aufzuheben. Sie begann sofort zu schnurren, als ich sie in meinen Armen wiegte. »Okay, du kannst jetzt erst mal mitkommen, aber ich garantiere für nichts. Mein Onkel ist nicht unbedingt ein Katzenliebhaber und er hat mir den letzten Hausgast noch nicht verziehen.«

* * *

Das stählerne Tor öffnete sich dank der geölten Scharniere geräuschlos; ich schlüpfte schnell hindurch und schloss es hinter mir. Stille umgab mich. Ich versuchte, zu lächeln, aber es wurde ein klägliches Wimmern daraus, als der Riss in meiner Lippe zu stechen begann. Mit wässerigen Augen durchquerte ich den Lagerraum und ging zu der gegenüberliegenden Wand, an der ich die Katze auf den Boden setzte. Ich kletterte auf eine der robusten Stapelregale, die sich bis zu der Decke erstreckten, fasste mit der Hand unter eine der Dachziegel und zog eine kleine schwarze Metallbox heraus. In dem Behälter befanden sich ein paar Hundert Dollar und eine kleine Phiole mit Trollgalle, halb so groß wie jene, die ich Malloy gegeben hatte. Die Galle war mein persönlicher Vorrat, den Remy mir für Notfälle aufgedrängt hatte. Für gewöhnlich heilten meine Wunden sehr schnell und ich wurde kaum jemals krank –

wohl eine der Vorzüge, wenn man heilende Kräfte hatte –, aber ich wollte nicht, dass Nate mich mit einer dicken Lippe sah.

Ich entkorkte das Fläschchen, tippte es an und befeuchtete meinen Finger; dann verteilte ich die stechendscharfe Flüssigkeit auf meiner geschwollenen Lippe und meinem blauen Knöchel. Zunächst brannte es, doch dann wurden die Stellen wohltuend taub und die Schmerzen schwanden. Ich brauchte keinen Spiegel, der mir sagte, dass meine Lippe sich bereits erholte und die Heilung in kürzester Zeit vollendet sein würde. Die Galle konnte zwar gebrochene Knochen nicht flicken, aber sie sorgte dafür, dass Schnitte und Blutergüsse in wenigen Minuten verschwanden. Ich betupfte meine Fingerknöchel damit und sah zu, wie sich die Rötung darauf in Luft auflöste. Dabei versuchte ich, nicht an Scott zu denken, der sich jetzt wahrscheinlich gerade die Nase richten ließ. Ich verschloss die Phiole wieder mit dem Korken, und musste dann doch daran denken, dass Scott die Galle im Moment wohl nötiger gehabt hätte.

»Komm schon, Kätzchen«, ich hob es auf und ging in Richtung Treppe.

Nate und ich hatten das gesamte Gebäude nur für uns, was ziemlich cool war. Vor Jahren hatte das Erdgeschoss eine Buchhandlung beherbergt, aber als die großen Ketten in die Stadt kamen, musste der Besitzer das Geschäft aufgeben. Danach entschied Nate, dass ihm das Vermieten zu viel Aufwand war. Er brauchte die Mieteinnahmen nicht wirklich, und so hatte er beschlossen, die Räume nicht wieder an Fremde zu vergeben. Wir lebten in dem zweigeschossigen Apartment darüber, das Erdgeschoss diente seither hauptsächlich als Lagerfläche und als Nates eigenes kleines Fitnessstudio.

Mühsam schleppte ich meinen müden Körper nach oben und betrat die Wohnung so leise wie möglich. Die Geräusche aus dem Familienzimmer verrieten mir, dass Nate an seinem Computer arbeitete, und so schlich ich mich eilig durch die offene Tür – in der Hoffnung, dass er zu vertieft in seine Arbeit war, um mich zu bemerken.

»Du hast schon wieder das Abendessen verpasst.«

Ich tippelte zurück und stellte mich mit einem entschuldigenden Lächeln in den Türrahmen. »Sorry, ich hab irgendwie die Zeit vergessen.«

Nate schaute über den Monitor und ich begegnete dem Blick aus seinen grünen Augen, die meinen so sehr ähnelten. Mit dem gleichen kastanienbraunen Haar und dem goldenen Teint sahen wir uns so ähnlich,

dass viele uns für Vater und Tochter hielten. Die grauen Strähnen in Nates braunem Haar ließen ihn ein wenig älter wirken als neununddreißig, aber ich fand, dass das Grau ihm gut stand. Vielleicht wollte ich mir das aber auch nur einreden, um mein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Denn für einige der grauen Strähnen war sicherlich ich verantwortlich.

Seine Frisur war durcheinander und die Schatten unter seinen Augen sagten mir, dass er wieder nicht genug Schlaf bekommen hatte. Er hatte Tag und Nacht an seinem neuen Buch gearbeitet, war kaum dazugekommen, zu essen und zu schlafen, aber so war er eben, wenn er sich dem Ende der ersten Rohfassung näherte. Nate schrieb spannende Kriegerromane und er arbeitete am vierten Band einer Serie. Seine Bücher waren wirklich gut. Er wusste es nicht, aber ich hatte sie alle gelesen.

»Was zur Hölle ist denn mit dir passiert? Du siehst aus, als hättest du dich geprügel.« Aus seinen Worten klang kein Wort der Anklage, nur Enttäuschung. Ich öffnete meinen Mund und wollte protestieren, aber er sagte nur: »Das ist Blut auf deinem Mantel.«

»Oh.« Stirnrunzelnd sah ich zu den Flecken getrockneten Blutes auf der Vorderseite meines braunen Mantels. »Das ist meine Lieblingsjacke, ich mache besser schnell kaltes Wasser drauf.«

»Sara«, sagte er warnend. Ich blieb stehen und seufzte schwer. »Was ist passiert?«

Ich zog eine Grimasse. »Du sagst das so, als wäre ich jeden Tag in Schlägereien verwickelt.«

»Also, hast du dich geschlagen?«

Erwischt. »Ich hatte einen sehr guten Grund dafür.« Ich hob die Katze hoch, sodass er sie über seinen Monitor hinweg sehen konnte.

Nate starrte auf das dürre Fellbündel in meinen Armen. »Lebt das Ding?«

»Natürlich lebt es!« Ich strich über den Kopf der Katze und sie schnurrte laut. »Glaubst du, ich laufe mit einer toten Katze durch die Gegend?«

»Willst du darauf eine Antwort?«

Ich zog noch eine Grimasse. »Hab ich dir das gar nicht gesagt? Ich mache jetzt Voodoo und ich dachte, ich fange mit Zombiekatzen an.« Ich fragte mich, was er wohl sagen würde, wenn er wüsste, dass es da draußen tatsächlich Leute gab, die Tote wiedererwecken konnten.

Er starrte mich an und schien offenbar zu überlegen, ob das wirklich ein Scherz war. Ich nutzte die Gelegenheit und versuchte, mich davonzuschleichen.

»Nicht so schnell. Du hast mir nicht erzählt, was passiert ist. Setz dich.«

Ich nahm den Stuhl auf der anderen Seite des Schreibtisches und legte die Katze in meinen Schoß, während Nate seinen elektrischen Rollstuhl um den Tisch herummanövrierte. Er parkte einen halben Meter vor mir und sagte. »Spuck es schon aus.«

Ich erzählte ihm, dass ich Scott und Ryan dabei beobachtet hatte, wie sie die Katze jagten und wie ich ihnen dann zum Strand gefolgt war. Mit so wenig Details wie möglich berichtete ich von dem Zusammentreffen zwischen mir und Scott und ließ es dabei so erscheinen, als wäre der Kampf mehr eine Schubserei als eine Schlägerei gewesen. Ich fühlte mich noch immer beschämt und verängstigt beim Gedanken an meine Tat und wollte sie nicht wirklich durch meine Erzählungen noch einmal durchleben.

»Und woher kommt das Blut?«

»Ähm ... dieser kleine Kerl hier ist total zerkratzt, muss wohl von ihm kommen.«

Er warf einen skeptischen Blick auf die Katze. »Wenn wir schon von deinem neuen Freund sprechen: Was hast du mit ihm vor?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich ehrlich. »Ich könnte ihn sauber machen und ihm fürs Erste etwas zu essen geben.«

Nate hielt einen Moment lang inne. Ich wartete auf die doppelte Standpauke – eine für die Schlägerei und eine dafür, dass ich schon wieder einen Streuner nach Hause gebracht hatte. Mein Onkel war kein Tierhasser. Er mochte es nur ordentlich in seinem Zuhause, und Tiere waren nun mal nicht die saubersten Mitbewohner.

Genau zum richtigen Zeitpunkt humpelte Daisy, unsere dreibeinige Beaglehündin, ins Zimmer. Ich wusste nicht, wie sie ihr Bein verloren hatte. Sie war mir am Hafen aufgefallen und es hatte mich erstaunt, wie gut sie sich auf ihren drei Beinen fortbewegen konnte. Eines Tages, vor etwa sechs Monaten, hatte sie sich allerdings nicht schnell genug bewegt und war von einem Auto angefahren worden. Sie zu heilen, war unglaublich anstrengend gewesen, aber ich hatte sie gerettet. Nate war nicht gerade glücklich darüber gewesen, dass ich einen Hund anschleppte,

aber wer hätte schon einen dreibeinigen Hund auf die Straße setzen können? Inzwischen war Daisy eine treue Begleiterin geworden, und auch wenn Nate es nie zugeben würde, so wusste ich doch, dass er ihre Gesellschaft genoss.

Daisy kam zu mir und schnupperte, die Katze dagegen fauchte warnend. Zurechtgewiesen setzte sich der Hund auf seine Hinterbeine und beobachtete den Neuankömmling aus sicherer Entfernung.

»Sara, du bist siebzehn, zu alt, um dich mit Jungs am Kai zu schlagen – egal aus welchem Grund.« Ich versuchte, zu protestieren, aber er erhob abwehrend eine Hand. »Du verbringst zu viel Zeit allein. Du solltest öfter ausgehen, dich mit Leuten treffen, Spaß haben. Wie wäre es, wenn du dich mal mit einem Jungen verabredest, statt ihn zu verhauen?«

Ich wand mich peinlich berührt auf meinem Stuhl. Ziemlich sicher war ich der einzige Teenager weltweit, der sich von seinen Eltern sagen lassen musste, dass er auf Partys gehen und sich verabreden sollte. »Ich habe Freunde«, wehrte ich mich schwach. Okay, vielleicht hatte ich noch nie ein Date gehabt und ich war bestimmt keine Partymaus, aber ich hatte Freunde. Na ja, was Mädchen betraf, so machte es den Eindruck, als hätten sie nicht viel für mich übrig. Sie hassten mich nicht, aber sie schienen sich in meiner Gegenwart auch nicht sehr wohlfühlen.

Nate schnaubte. »Freunde wie Greg, meinst du? Er ist sicher ein tolles Vorbild, was gutes Benehmen betrifft. Hat er dir beigebracht, wie man sich prügelt?«

»Greg ist kein schlechter Kerl, und nein, er hat mir nicht beigebracht, wie man sich schlägt. Und nur weil er Biker ist, ist er noch lange kein Krimineller.« Gut, da gab es diese eine Sache, aber das war was Einmaliges gewesen, und ich glaubte nicht, dass Jugendstraftaten noch irgendwas bedeuteten, wenn man erst einmal achtzehn war. Und ich würde es Nate sicher nicht auf die Nase binden.

»Vielleicht ist er kein Krimineller, ein Engel aber auch nicht.«

Ich musste ein Lächeln unterdrücken – Nate hatte recht, Greg war definitiv kein Engel. Er war ein Jahr älter als ich und bei unserem ersten Zusammentreffen auf der High School längst das schwarze Schaf der Schule gewesen. Er war mehr oder weniger im Bikerladen seines Onkels aufgewachsen und den meisten Jungs der oberen Klassen kräftemäßig überlegen – was er auch nicht scheute, immer wieder unter Beweis zu

stellen. Da war etwas in der Art, wie er seinen Kopf spitzbübisch neigte, wie seine grünen Augen strahlten, wenn er lächelte oder einen finster ansah, etwas, das einen magisch anzog oder einem eine Heidenangst einjagte. Ich war mir nicht sicher, ob es daran lag, dass er sein eigenes Ding machte, ohne sich um die Meinung der anderen zu scheren, oder daran, dass er jeden auf der Schule hätte drangsalieren können, es aber nicht tat. Auf jeden Fall mochte ich ihn sofort. Er interessierte sich nicht groß für die anderen Schüler, also wusste ich nicht, warum er sich ausgerechnet mit mir anfreundete. Eines Tages hatte er sich in der Schulcafeteria einfach zu mir gesetzt, und als er dann sein erstes eigenes Motorrad bekam, nahm er mich mit ins Jed's und stellte mir seine Freunde vor. Eine Zeit lang war ich sogar ein klein wenig in ihn verliebt gewesen, so lange, bis sein Freund Mike meinte, ich erinnere ihn an Gregs jüngere Cousine. Damit war es vorbei mit den romantischen Gefühlen für ihn.

Ich vermisste Greg. Er und Mike waren nach dem Abschluss nach Philadelphia gezogen, um für Mikes Onkel zu arbeiten, der dort eine Fabrik für Autoteile besaß. Es war sicher nicht der beste Job der Welt, aber solange er dadurch die Miete bezahlen und sich das Benzin für sein Motorrad leisten konnte, war Greg zufrieden. Wir hielten über E-Mail Kontakt, zuletzt hatte ich vor über einer Woche von ihm gehört.

»Greg wohnt jetzt in Philly, schon vergessen? Ich hab ihn seit Juni nicht mehr gesehen.«

»Tja, ich könnte ja jetzt so tun, als ob ich traurig darüber wäre.« Nate tippte auf die Armlehne seines Rollstuhls. »Was ist mit Roland? Ich kann mich an Zeiten erinnern, in denen ihr unzertrennlich wart. Genau wie mit Peter.«

»Wir hängen immer noch zusammen ab. Wir machen nur inzwischen gern unterschiedliche Sachen, das ist alles.«

Es war nicht etwa so, dass Roland mich nicht mit einbeziehen wollte, und ab und an ging ich auch wirklich auf eine Party mit ihm. Ich war nur nicht so wild aufs Feiern wie mein bester Freund. Roland verstand das, auch wenn es sonst keiner tat.

»Es kommt mir nur so vor, als würdest du dich in letzter Zeit immer mehr zurückziehen. Es ist nicht gesund, sich so abzuschotten.« Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Es ist meine Schuld. Ich hab dich viel zu oft allein gelassen, als du noch jünger warst. Ich weiß, ich bin nicht dein

Vater ... ich wünschte nur, ich wüsste, wie ich zu dir durchdringen kann.« Er sah mich flehend an. »Du bist viel zu viel allein oder machst wer weiß was. Ich habe keine Ahnung, wo du bist oder was du so tust.«

»Nate, ich ...« Ich stockte, weil unsere Gespräche irgendwie immer an diesem Punkt zu enden schienen. Was hätte ich auch sagen sollen? »Hey, Nate, weißt du was? Ich habe heute ein Leben gerettet. Ich habe da diese Superkräfte, mit denen ich heilen kann. Aber deine Wirbelsäule bekomme ich nicht hin, es funktioniert nämlich nicht bei Menschen. Ach, und übrigens, kann ich vielleicht demnächst mal meinen Freund, den Troll, zum Abendessen einladen?«

Nate drückte einen Knopf an seinem Rollstuhl und fuhr rückwärts zu seinem Schreibtisch. »Komm, nimm dir etwas zu essen. Ich habe noch Lasagne im Ofen für dich.«

Ich trug die Katze in die Küche, fand eine Dose Thunfisch für sie und machte mir dabei eine gedankliche Notiz, morgen etwas einzukaufen. Daisy folgte uns und ich schüttete etwas Futter in ihren Napf, bevor ich mein eigenes Essen in die Mikrowelle schob.

Nates Lasagne gehörte zu meinen absoluten Lieblingsgerichten, aber heute hätte ich genauso gut Pappe essen können, denn in dem ganzen Durcheinander meiner Gefühle verlor sich selbst der Geschmack italienischer Pasta.

Was war dort am Strand mit mir passiert? In der kurzen Zeitspanne von wenigen Stunden hatte ich jemanden gerettet und jemandem wehgetan. Festzustellen, zu was ich fähig war, machte mich mehr als nur ein wenig panisch. Und um noch einen draufzusetzen, hatte ich Nate schon wieder angelogen.

Ich setzte mich leise an den kleinen Esstisch und stocherte mit der Gabel im Essen herum. Ich hasste es, Nate zu belügen, aber es gab so viele Dinge in meinem Leben, über die ich nicht mit ihm reden konnte. Es war leichter, ihn zu enttäuschen, als ihm die Wahrheit zu sagen.

Ich wünschte, es würde einen Weg geben, die Distanz zwischen uns zu überbrücken. Er war alles, was ich noch an Familie hatte und ich wusste, dass mein Dad sich gewünscht hätte, dass wir uns nahe wären. Es war nicht Nates Schuld, er war ein guter Vaterersatz gewesen nach Dads Tod. Ich war ziemlich durch den Wind gewesen, als ich hierherkam, und ich hatte mich ihm nie so geöffnet, wie ich es hätte tun sollen. Und dann hatte

ich Remy kennengelernt und die reale Welt hinter der, die ich glaubte, zu kennen, und plötzlich waren da all diese Geheimnisse, die ich mit niemandem teilen konnte.

Es war mir alles andere als gleichgültig, denn ich liebte Nate mehr als alles andere auf der Welt. Wir hatten nur so wenig gemeinsam. Nate war einer dieser Menschen, die nicht an das Paranormale oder Übersinnliche oder überhaupt an irgendetwas, das sich nicht wissenschaftlich beweisen ließ, glaubte. Er las keine Fantasyromane oder sah sich Science Fiction im Fernsehen oder im Kino an. Es machte ihn wahnsinnig, wenn ich mir alte Buffy-Wiederholungen anschaute, also tat ich das bevorzugt allein in meinem Zimmer. In gewisser Hinsicht lebte er zurückgezogener als ich, und ich war mir nicht sicher, ob er mit dem Wissen über meine Kräfte oder die Wahrheit über unsere Welt würde umgehen können.

Ich spülte meinen Teller ab und ging mit der Katze auf dem Arm die Treppe hinauf. Das Obergeschoss teilte sich in einen Speicher und einen offenen Raum, der als mein Schlafzimmer diente. Eine Art Loft – nur ohne Küche. Auf der einen Seite standen mein Bett, eine Kommode und der Schreibtisch. Gegenüber, unter dem großen Fenster, befand sich eine verschlissene grüne Couch, deren Bezug unter all den Kleidern und Büchern kaum mehr zu sehen war. Neben dem Sofa standen zwei riesige, völlig überladene Bücherregale. Mein Vater war Englischlehrer gewesen und er hatte Bücher geliebt, besonders die Klassiker. Er zitierte gerne Elisabeth Browning: »Kein Mensch kann einsam genannt werden, der Gott und die Gesellschaft guter Bücher bei sich hat.« Mit Gott war ich mir nicht so sicher, aber ich stimmte Dad und Browning zu, was gute Bücher betraf. Ich glaubte, er wäre froh zu sehen, dass ich seine Leidenschaft fürs Lesen geerbt hatte.

Die Wände meines Zimmers waren leer, außer ein paar Fotos von meinem Dad und ein paar wenigen von Roland, Peter und mir. Roland fand mein Zimmer immer deprimierend, zu leer, und beschwerte sich darüber, dass ich mich weigerte, die alte Stereoanlage meines Dads durch eine neue zu ersetzen. Aber ich mochte meine Bude. Sie war mein Rückzugsort. Und ich hatte sogar ein eigenes Bad, auch wenn es nur die Größe eines Kleiderschranks hatte. Aber das Beste an meinem Zimmer waren die vielen Fenster, von denen aus ich weit hinaus auf die Bucht sehen konnte. Was konnte ein Mädchen sich Schöneres wünschen?

»Also, Katze, dann machen wir dich mal sauber, bevor du dich meinen Möbeln näherst.« Ich schnappte mir Daisys Shampoo und ein Handtuch und dann begann ich, das dreckige kleine Tierchen von oben bis unten abzuschrubben. Es war viel zu schläfrig vom Fressen und erschöpft vom Heilungsprozess, um sich ernsthaft zu wehren. Und als ich es abtrocknete, schnurrte es wie ein kleiner Motor. Ich setzte es auf eine alte Decke auf der Couch, wo es sich glücklich streckte, sich zu einem Ball zusammenrollte und sich offenbar ganz und gar zu Hause fühlte.

Nachdem ich das Katzenklo, das noch von unserem letzten vierbeinigen Gast übrig war, aufgestellt hatte, überließ ich das schlafende Kätzchen sich selbst und sprang unter die Dusche – in der Hoffnung, dass das heiße Wasser mehr als den Dreck des heutigen Tages davonspülen würde. Dabei wusste ich, dass nichts mich von den Erinnerungen an die Ereignisse mit Scott reinigen konnte. Ich hatte mich immer für einen guten Menschen gehalten, aber nur ein Monster würde sich so daran ergötzen, einer anderen Person Schmerzen zuzufügen. Ich zitterte trotz des heißen Wassers, das über meinen Körper floss.

Meine Gedanken schweiften zu der kleinen Boggiefamilie, während ich mich abtrocknete, und ich fragte mich, wie es ihnen wohl gerade erging. Statt den Tod ihres Kindes zu bedauern, würden Fren und Mol nun zu Hause sein mit ihrem Neugeborenen. Ich hatte heute ein Leben gerettet – das musste doch auch zählen. Aber war das genug, um die furchtbare Tat, die ich danach begangen hatte, wiedergutzumachen?

Mit einem Tanktop und meinen Lieblingspyjamahosen bekleidet legte ich eine Fleetwood-Mac-CD ein und trug meinen Zeichenblock zum Bett hinüber. Ich hatte die CD-Sammlung meines Vaters ebenso geerbt wie die Liebe für Rocksongs aus den Siebziger. Unser Musikgeschmack war eine unserer wenigen Gemeinsamkeiten – und manchmal lieb Nate sich sogar Musik von mir aus. Ich schüttelte das Bedauern von mir und blätterte eine leere Seite im Zeichenblock auf. Hätte ich nicht dieses geheimnisvolle Leben, so wären mein Onkel und ich uns sicherlich viel näher.

Ich dachte an die Boggies, versuchte, mir den Anblick des winzigen Säuglings, den ich in meinen Armen gehalten hatte, in Erinnerung zu rufen. Der Bleistift flog über das Papier, während ich mich mühte, ihm gerecht zu werden. Ich zeichnete, wie ich ihn in den Händen hielt, denn das war das klarste Bild, das ich vor Augen hatte. Der Moment, in dem er

seinen Mund geöffnet und zum ersten Mal geschrien hatte. Ich lächelte, als ich mit der Zeichnung der kleinen Kreatur fertig war. Sein zerkrautschtes Gesicht verzog sich unglücklich und sein winziger Mund war in einem stummen Schrei geöffnet. Ich war sicher kein Da Vinci, aber meine Zeichnungen waren auch nicht schlecht. Dennoch zeigte ich sie niemandem.

Ein Klopfen am Fenster zog meine Aufmerksamkeit auf sich, und so ging ich hinüber und öffnete es, um eine riesige schwarze Krähe hereinzulassen. Sie krächzte und flatterte ein paar Runden im Raum umher, bevor sie auf meiner ausgestreckten Hand landete.

»Harper, wird aber auch Zeit, dass du nach Hause kommst«, schimpfte ich und strich über die schwarzen Federn an seinem Nacken. Er war seit zwei Tagen nicht mehr hier gewesen und ich hatte mir schon Sorgen gemacht. Genau genommen lebte Harper nicht bei uns, aber er verbrachte seine Zeit gerne hier – bevorzugt auf dem Dach. Er hatte mich wohl irgendwie adoptiert, nachdem ich ihn vor Scott gerettet hatte, aber er flog dennoch gern seiner Wege und machte sein eigenes Ding.

»Wenn du Hunger hast, es ist etwas zu fressen in deiner Schale«, erklärte ich, als er unruhig hin und her schwankte, ein Zeichen, dass er nach Leckereien verlangte. Ich war nicht überrascht, dass er sogleich meine Hand verließ und aus dem Fenster in Richtung Dach flog. Mehr als einmal hatte ich bereits vermutet, dass er mich verstehen konnte. Ich hatte gelesen, dass Krähen sehr intelligent waren, und Harper hatte zudem eine ordentliche Dosis meiner Kräfte abbekommen, als ich ihn heilte. Wer wusste schon, ob das nicht noch weiteren Einfluss auf die Tiere hatte?

Ich ließ das Fenster für ihn offenstehen und setzte mich an meinen Laptop, um die Onlineaktivitäten zu checken. Heute hatte ich zum zweiten Mal Trollgalle als Zahlungsmittel für Medizin für Remy verwendet und ich hatte ziemliche Panik, dass jemand die Spur zu mir oder Remy zurückverfolgen könnte. Das war der Hauptgrund, weshalb ich mich auf Malloy eingelassen hatte. Denn wenn man ihm etwas zugutehalten konnte, dann, dass er äußerst diskret war. In seinem Business musste er das auch, wenn er nicht tot in einer Gosse enden wollte.

Es gab unzählige Meldungen. Aber nirgends wurde Trollgalle erwähnt. Dennoch fiel mir etwas ins Auge. Ein Bericht über Vampiraktivitäten in Portland. Vampire waren das Lieblingsthema im Forum und es gab stets

eine Flut an Postings über Vampirsichtungen – es war aber leicht, die realistischen von den Übertreibungen zu unterscheiden. Ich selbst hatte noch nie einen Vampir gesehen, aber ich wusste von Remy eine Menge über sie. Und mir war klar, dass Hollywood und die Fantasyautoren keine Ahnung hatten. Vampire hielten sich üblicherweise in großen Städten auf, wo sie in der Anonymität und in Anbetracht einer hohen Kriminalstatistik unauffälliger waren. Sie lebten in Gruppen, jagten bevorzugt in kleinen Rotten, und obwohl sie überwiegend nachtaktiv waren, konnten ausgereifte Vampire Tageslicht durchaus ertragen – sofern sie sich nicht direkter Sonneneinstrahlung aussetzten und sich nicht allzu lang darin aufhielten. Jüngere Vampire, jene, die weniger als einhundert Jahre alt waren, konnten dem Sonnenlicht nicht einmal eine Minute lang standhalten. Die meisten Vampire, jung oder alt, mieden es ohnehin und versteckten sich während des Tages.

Und es gab keine mitfühlenden Vampire, die über die Erde streiften und darauf warteten, dass ihre gequälten Seelen von der wahren Liebe gerettet wurden. Vampire waren durch und durch böse und ihr einziger Vorzug lag darin, dass man sie mit der richtigen Waffe töten konnte. Unglücklicherweise waren die Chancen eines Menschen, von einer Vampirbegegnung berichten zu können, dagegen überschaubar.

Der Post über Portland weckte mein Interesse, da die Stadt nur etwa eine Stunde entfernt von New Hastings lag und ich mit meinem Vater dort gelebt hatte. Üblicherweise äußerte sich im Forum kaum jemand über Portland. Die Einwohnerzahl war zu gering und so ließen sich ungewöhnliche Vorkommnisse kaum verschleiern. Als ich über die vier Mädchen im Teenageralter las, die in den letzten beiden Wochen verschwunden waren, überkam mich ein kalter Schauer. Von allen Mädchen berichtete man, sie wären Ausreißer gewesen, obwohl sie nichts mitgenommen hatten und keiner ihrer Freunde daran glaubte, sie könnten weggelaufen sein. Es gab keine Verbindung zwischen den Vermissten, und auch die Polizei hatte keine Spur. Der Verfasser des Posts spekulierte, ein Vampir könnte in der Gegend auf Jagd gegangen sein.

Der Gedanke stieß mir sauer auf. Vampire hatten große Freude daran, ihre Opfer zu foltern, bevor sie sie aussaugten. Und was sie dann zurückließen ... Ich zitterte bei den Bildern, die unweigerlich meinen

Kopf überschwemmten. Ich schloss die Augen, aber die Szene hatte sich in meinen Verstand gebrannt.

Mit zusammengebißenen Zähnen wartete ich darauf, dass die altbekannte Angst und der vertraute Schmerz schwanden. In solchen Momenten wollte ich nichts mehr, als mich in meinem Bett unter der Decke zu verstecken. Aber das tat ich nicht. Wenn es im Bundesstaat Maine Vampire gab, dann musste ich das wissen.

Der Rest des Postings bot keine weiteren Informationen, außer der Mitteilung, dass die Mädchen bei Nacht verschwunden waren. Der User, der den Beitrag gestartet hatte, war regelmäßig auf der Seite und wir chatteten häufig. Er wusste, wovon er sprach, also schrieb ich ihn direkt an und bat um einen privaten Chat. Nur wenige Minuten später ploppte ein separates Fenster auf.

Wulfman: Was geht? Ist lange her.

PixieGirl: Ja, war beschäftigt. Habe deinen Post gelesen. Vampire in Portland?

Wulfman: Sagen meine Quellen. Schon seltsam. Nicht gerade ihre Gegend.

PixieGirl: Frage mich, was sie zurück nach Portland treibt.

Wulfman: Zurück? Was weißt du?

Pause.

PixieGirl: Kenne jemanden, der vor zehn Jahren von einem Vampir getötet wurde.

Wulfman: Wow. Das wusste ich nicht. Sorry.

PixieGirl: Kannst du dich an irgendwelche Aktivitäten damals erinnern?

Wulfman: Da war ich noch nicht in der Szene. Checke meine Quellen und melde mich bei dir.

PixieGirl: Danke.

Wulfman: Wäre gut, den Namen deines Freundes zu kennen.

Lange Pause.

Wulfman: Bist du noch da?

PixieGirl: Ja ... sein Name war Daniel Grey.

(Ende Leseprobe)

Buch kaufen:

www.amazon.de/dp/B07TZKG3WQ/

Abonnieren Sie auch unseren kostenlosen Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so zu allererst, sobald Teil 2 der Dark Creatures Reihe erscheint! Selbstverständlich informieren wir Sie darin auch über unsere Neuerscheinungen, Autorennews und exklusiven Buch-Gewinnspiele: www.feuerwerkeverlag.de/newsletter/

Mehr zur Autorin finden Sie auf

www.karenlynchnl.com

www.facebook.com/KarenLynch.Author

Mehr Infos zur Reihe unter:

www.feuerwerkeverlag.de/book/das-geheimnis-dark-creatures-1/



SAMTROT